

Inhalt

Syrien im Dämmerlicht. Eine Einleitung	7
1. Reflexe des Regimes – Der Aufstand in Deraa und seine Folgen	17
2. Der Feind meines Feindes: das »Kalifat«	40
3. Die Geister von Tadmor	85
4. Rückkehr nach Hama	112
5. Ein Augenarzt als Feldherr: Baschar al-Assad und die Streitkräfte	148
6. Das Sterben der Paladine	169
7. Geheimnisse der Alawiten	185
8. Zainabs Brigaden: das Regime und die Schiiten	215
9. Der Schwur des Hassan Nasrallah	237
10. Das iranische Prinzip	257
11. Von Bären und Löwen	282
12. Das Dilemma der Drusen	304
13. Lügen und Gebete	324
14. <i>Tashbih</i> oder: Was ist das syrische Regime?	355
Anmerkungen	379
Weiterführende Literatur	381
Register	384

5. Ein Augenarzt als Feldherr: Baschar al-Assad und die Streitkräfte

Die Arabische Republik Syrien ist beileibe nicht das einzige Land auf der Welt, in dem Ranghöhe und Fertigkeiten manchmal in einem Missverhältnis stehen. Das gilt auch für die Armee. Fähige, verlässliche und charismatische Befehlshaber scharen Anhänger um sich. Das ermutigt sie in ihrem Ehrgeiz, der wiederum eine Gefahr für jedes herrschende Regime darstellt – erst recht, wenn dessen Machtbasis auf einem militärisch-politischen Komplex ruht, wie das in Syrien der Fall ist. In hierarchischen Strukturen sind die mittleren Ränge oft davon überzeugt, dass ihre Generäle nichts weiter als Karrieristen seien, die sich nicht für die Sache, sondern nur für das eigene Fortkommen interessieren. Weshalb Offiziere und Mannschaften dort stets Gefahr laufen, von Idioten in die Schlacht geführt zu werden.

Das Vorgehen der syrischen Nationalarmee bei der Niederschlagung des 2011 ausgebrochenen Aufstands gibt Anlass, über diese Frage nachzudenken: Die Bilanz der Truppe kann man nur als verheerend bezeichnen – die strategischen und

analytischen Qualitäten der Generalität, von einigen Ausnahmen abgesehen, als niederschmetternd. Wer in dieser Armee nach oben kommt, hat dem System nach ein Interesse daran, keine wirkliche Verantwortung zu übernehmen oder das Geschehen zu gestalten. Und es gehört zum Wesen dieser Armee, dass führende Offiziere, auch wenn sie fähig und willens sind, keinerlei Spielraum haben, eigenständig zu entscheiden. Man kann darin, mit viel gutem Willen, einen Kontrollmechanismus, eine professionelle Routine sehen. Aber es liegt nahe, dass diese militärische Kultur vor allem den Machtzugewinn Einzelner verhindern soll. In einem Land mit der Staatsstreich-Historie Syriens steckt in jedem General ein potenzieller Putschist. Und die Herrschenden sind – sofern man den Machterhalt als die einzige Motivation des politischen Handelns ansieht – gut beraten, dieses System aufrechtzuerhalten.

Geflügelt sind die Worte eines syrischen Generals, der vollmundig verkündete, er könne die Patriot-Raketen der NATO mit dem Maschinengewehr abfangen. Mancher Offizier stieg auf, obwohl er bei Manövern versehentlich die eigenen Soldaten in der Etappe mit Artillerie beschoss.

Da verwundert es nicht, dass sich die jungen Männer dem deshalb auch in Waffenstillstandszeiten gefährlichen Militärdienst entzogen, sofern sie es konnten: dadurch, dass sie die Behörden bestachen oder aber gleich das Land verließen.

Selten findet man Syrer, die Jahre nach dem Militärdienst wieder freiwillig aus dem Ausland zurückkehren, um erneut den Tarnfleck ihrer Streitkräfte anzulegen.

Einer tat es – und machte damit eine beachtliche Karriere.

Im Januar 1994 erschien der damals 28-jährige Feldarzt der Reserve Baschar al-Assad in Damaskus und begann wenig später den ersten Lehrgang an der Militärakademie von Homs. Bereits im November übernahm er nominell das Kommando über ein Panzerbataillon, zwei Monate später, im Januar 1995, trug er einen goldenen Adler auf der Schulterklappe, was ihn als *Ra'id*, als Major der syrischen Nationalarmee, auswies. Im Juli 1997 absolvierte Baschar al-Assad den Führungslehrgang mit Auszeichnung. Er übernahm im Range eines Oberstleutnants (*Muqaddam*) den Befehl über die Republikanische Garde (*Al-Haris Al-Jumhuri*), wo er wiederum zwei Jahre später zum Oberst ernannt wurde. Für diese Karriere, die Assad in nur fünf Jahren durchlaufen hatte, braucht ein syrischer Offizier sonst ein halbes Leben.

Die Republikanische Garde, die er befehligte, wird oft als »Schock«- oder Elitetruppe bezeichnet: Die Insigne der Rotbarette ist ein Totenkopf mit zwei gekreuzten Säbeln; ihre Stärke belief sich vor Ausbruch des Krieges 2011 nominell auf mehr als 20 000 Mann. Zugleich ist die Republikanische Garde auch eine Art Hauseinheit des Präsidentenclans. Mit diesem Kommando trat Assad – nicht nur militärisch – die Nachfolge seines Bruders Basil an, was von Beginn an der einzige Sinn und Zweck seiner Offizierslaufbahn sein sollte. Denn Assad war für jenes Amt bestimmt, das Basil aufgrund eines tragischen Autounfalls im Januar 1994 nicht mehr übernehmen konnte: Syriens Präsident.

Baschar al-Assad hatte, so behauptete er, und so wiederholten andere, weder Oberst noch Präsident werden wollen. Der Schlaks mit fliehendem Kinn und einem ausgeprägten

Sprachfehler, dessen Wirkung auf einem Exerzierplatz man sich lieber nicht ausmalen möchte, machte in Uniform keinen vorteilhaften Eindruck. Auch die obligatorische Sonnenbrille verlieh seiner Erscheinung wenig Furchteinflößendes. Vielleicht war Assad dabei in militärischen Angelegenheiten gar nicht einmal untalentierte. Im Ausland galt und gilt er aber immer noch als Zivilist, was den trügerischen Schluss beförderte, Assad denke in einer zivilen Logik und gebe dem Zivilen auch in der Politik den Vorzug.

Tatsächlich scheint es, als habe sich Assad während der Jahre, in denen er sich auf seine neue Aufgabe vorbereitete, genügend Einblicke in das Militärische verschafft. Allerdings nicht zwingend, um Syrien mit seinen Streitkräften gegen äußere Feinde zu verteidigen. Sondern vor allem, um die inneren Machtstrukturen zu verstehen – in Erwartung jenes Tages, auf den sich das syrische Regime so sicher vorbereitete wie ein Priester auf das Jüngste Gericht: den Tag, an dem jemand versuchen würde, den Clan Assad-Makhlouf und mit ihm das syrische Regime zu Fall zu bringen.

In einem TV-Interview erklärte Assad einmal, dass seine Eltern stets versucht hätten, ihn mit der Politik nicht zu behelligen. Er schilderte seinen Vater Hafiz wie einen gestressten Manager, der zu Hause am Esstisch lieber nicht über die Last des Chefseins spricht, sondern den Schulgeschichten seiner Kinder lauscht. In einem anderen Interview, das die französischen Journalisten Christophe Ayad und Vincent de Cointet für eine *arte*-Dokumentation verwendeten, sieht man Assad, wie er seine ehemalige Lehrerin begrüßt und ihr dabei die Wangen küsst. »Normalerweise tun wir das nicht, aber wir

sind uns sehr verbunden«, sagt Assad in die Kamera. Schließlich gebe es in Syrien ein Sprichwort: Man bleibe stets der Sklave dessen, der einen gelehrt hat.

Falsche Idylle hin oder her, auf Assad scheint dies tatsächlich zuzutreffen, auch über den Tod des Lehrers hinaus. Während der Jahre seiner Vorbereitung auf das Staatsamt mag Baschar al-Assad zwar nicht die Fähigkeiten, wohl aber die erbarmungslose Logik seines Vaters erlernt haben. Das »Training«, das Hafiz al-Assad dem zweitgeborenen Sohn angedeihen ließ, war gewiss ein prägendes. Wobei es freilich zwei Sichtweisen auf die Resultate gibt: Die einen vermuten, dass Assad dieses Handwerk des Machterhalts um jeden Preis von seinem Vater lernte und die Methoden – übertragen auf eine andere Zeit – in dessen Geist anwendet. Andere glauben, dass Baschar den syrischen Herrschaftsapparat in ein heilloses Chaos schlittern ließ, weil er die Ratschläge seines Vaters nicht ausreichend beherzigte. Wieder andere sehen in den Entwicklungen einen Beleg dafür, dass das »Regime« mit seinen gewalttätigen Mechanismen auch ohne einen starken Präsidenten funktioniert.

Fest steht: Es gibt nicht nur eine dynastische, sondern auch eine machtpolitische Kontinuität zwischen Hafiz und Baschar al-Assad. Und die wenigsten internationalen Beobachter haben sie frühzeitig erkannt.

Was den zunächst unbedarften Zivilisten Baschar mit den Künsten der Intrige und Manipulation vertraut machte, war nicht nur der Familienclan, sondern auch praktische Erfahrung. Denn 1999 übernahm Baschar das »Libanon-Dossier«, die Verantwortung für die syrische Besetzung in dem kleinen

Nachbarland. Damit kontrollierte er zumindest nominell einen zentralen Bereich der syrischen Sicherheitspolitik mit Einblicken in das alltägliche Geschäft von Armee, Geheimdiensten und Terrorzellen.

Sollte die dynastische Fortsetzung des Assad-Regimes in Syrien gelingen, mussten Baschar und Hafiz einen Kampf gegen die Zeit gewinnen. Und der konnte nur gewonnen werden, wenn der Thronfolger rechtzeitig loyale Netzwerke aufbaute und Vertrauensleute in einflussreiche Positionen brachte. Gleichzeitig musste der Vater seine Paladine darauf einschwören, dass sie Baschar während der Transitionszeit unterstützen und potenzielle Quertreiber neutralisierten.

Gleich, welche Taktik man verfolgte – für dieses Vorhaben bedurfte es letztendlich einer Ressource, die selbst in der aufgeblasenen Militärbükratie Syriens nur begrenzt vorhanden war: hochrangige Posten.

Mit Basils Tod 1994 und Baschars Rückkehr nach Damaskus fing das Personalkarussell langsam an, sich zu drehen. Noch im selben Jahr feuerte Hafiz al-Assad einen seiner treuesten Gefolgsleute, Generalmajor Ali Haydar, den Chef der Spezialkräfte. Haydar wurde für kurze Zeit inhaftiert – angeblich, weil er sich gegen die geplante Inthronisierung Baschars ausgesprochen hatte, womöglich aber auch aus anderen Gründen.

Entscheidender als die tatsächlichen Motive Assads sind dabei die implizite Geste und die Wirkung, die dieser Schritt auf die höheren Offiziersränge hatte. Die fortan kursierende Vermutung, dass es genügte, Kritik an dem dynastischen Projekt zu üben, um selbst als verdienter Assad-Anhänger Amt und

Würden zu verlieren, erfüllte ihren Zweck – viel effizienter als jede offene Bestrafung.

Indes gab Mustafa Tlass, ein anderer aus Assads Machtzirkel und Verteidigungsminister, schon früh zu erkennen, dass er in Baschar einen würdigen Präsidentenerben sah. Angeblich, so berichtet der amerikanische Syrien-Experte und ehemalige CIA-Analyst Flynt Leverett in seinem 2005 erschienenen Buch *Inheriting Syria*, kursierten damals auch Berichte, denen zufolge der prominente Vize-Generalstabschef Ali Aslan den jungen Baschar als Nachfolger unterstützte. 1998 sah man Tlass und Aslan bei einem großen Militärmanöver an Baschars Seite stehen: als Paten eines angehenden Feldherrn, der Tarnfleck trug.

17 Jahre später, am Silvesterabend 2014 und im vierten Winter des Aufstandes in Syrien, tauchte der Oberbefehlshaber der Streitkräfte in ganz anderer Montur auf. Die Staatsmedien zeigten Bilder eines abendlichen Frontbesuches Baschar al-Assads. Lange hatte sich der Präsident nicht mehr in dieser Form in der Öffentlichkeit gezeigt. Angeblich sind die Aufnahmen in Jobar entstanden, einem historischen, früher von Juden und heute mehrheitlich von Sunniten bewohnten Stadtteil von Damaskus. Ursprünglich zählte Jobar zum Umland der Hauptstadt, dem *Rif Dimashq*, allerdings merkt man den Übergang vom Zentrum in diesen östlichen Vorort nicht mehr. Nirgendwo waren die Rebellen so nahe an das Herz von Damaskus, die historische Altstadt, herangekommen: Im Frühjahr 2013 brach in Jobar eine Rebellenoffensive mit dem endzeitlichen Beinamen »Schlacht von Armageddon« los. Und auch zur Zeit von Baschars Frontbesuch Ende Dezember 2014 wurde in Jobar noch gekämpft.

Das Staatsfernsehen stellte das Ereignis wie eine überraschende Visite dar: Der Präsident taucht in einer schwarzen Steppjacke auf, nimmt dankbar ein Glas Tee entgegen, isst kameradschaftlich Tomaten und Brot mit den Soldaten regulärer Einheiten und hält eine Rede an die »Helden«, denen er für das neue Jahr den endgültigen Sieg gegen die Terroristen verheißt. Aus dem Einsatz, vor allem aber aus der hohen Moral der Truppe speise das syrische Volk seinen eigenen Kampfesmut, so lautet seine Botschaft. Während der Präsident im Vordergrund seine Ansprache an eine Handvoll Männer hält, die ihrem Kopfschutz nach zu urteilen Panzer- oder Artillerieeinheiten angehören, fallen im Hintergrund laut vernehmlich Schüsse. Der Präsident zuckt nicht, wendet sich nicht um, sondern gibt sich kühl und unbeeindruckt.

Natürlich war dieser Auftritt sorgfältig inszeniert. Dazu gehörte auch, dass sich Assad nicht in Uniform zeigte, sondern leger in Zivil, womit es seine symbolische Bewandnis hatte: Assad, der Kandidat der Baath-Partei, hatte im Juni 2014 bei einer fragwürdigen Präsidentenwahl obsiegt. Über 88 Prozent der Stimmen bescherten ihm, der angeblich im Verlauf der Krise mehrfach seinen Rücktritt angeboten hatte, ein Mandat von weiteren sieben Jahren. Bei den Wahlen, die Oppositionelle als Farce bezeichneten und deren Ergebnis von den USA und der Europäischen Union nicht anerkannt wurde, hatte es zum ersten Mal seit der Machtergreifung der Baath-Partei im Jahr 1963 in Syrien wieder mehr als einen einzigen Kandidaten gegeben – wenngleich sich an Baschars »Herausforderer«, die Kandidaten Hassan al-Nuri und Maher al-Hajjar, wohl schon heute fast niemand mehr erinnert.

In seinen öffentlichen Auftritten changiert Assad mit seinem Outfit ebenso wie in seiner Rhetorik. Bei seinem Frontbesuch kam er nicht als Befehlshaber der Streitkräfte, sondern als ein Vertreter des Volkes: Er erschien nicht, um Befehle zu erteilen, sondern um sich höflich zu bedanken.

Gewiss: Die Inszenierungen öffentlicher Auftritte des Präsidenten sind nicht seiner eigenen Inspiration geschuldet – dafür gibt es auch in Syrien Berater, Sicherheitsexperten und ein inoffizielles Protokoll. Diese entscheiden mit darüber, wohin Assad sich bewegen kann, wie lange er sich dort aufhält, welches Fahrzeug er benutzt, aber auch, welche Gesten er wählt, wenn er etwa als Alawit an offiziellen Gebeten mit dem sunnitischen Großmufti teilnimmt. Allerdings hat Assad, der vielfach Unterschätzte, bewiesen, dass er die Klaviatur der Macht und ihrer Gesten inzwischen vortrefflich beherrscht. Man kann dies auch als eine militärische Qualität betrachten, denn vieles von dem, was Assad politisch tut, fällt eher in die Kategorie der Kriegslisten. Schließlich folgt es dem Primat des Erhalts des Regimes – das sich in einem gefährlichen militärischen Konflikt befindet.

Seit Ausbruch dieser Krise haben viele den Versuch unternommen zu verstehen, was in Assad eigentlich vorgeht. Man rätselte darüber, wie dieser harmlos anmutende Augenarzt zu einem Massenmörder werden konnte. Und was wurde aus den vielen ehrgeizigen Ankündigungen, Syrien in die Moderne zu überführen?

Volker Perthes prägte im Zusammenhang mit der Frage nach den Chancen und den Rückschlägen in der Entwicklung

Syriens den Begriff vom »verlorenen Jahrzehnt«, den er nicht nur auf die 1990er anwendete, sondern später auch noch einmal für die erste Regierungsdekade Baschar al-Assads wieder auflegen konnte. Kurz nach Baschars Machtantritt im Jahr 2000 blühten für einige Monate die Hoffnungen auf einen »Damaszener Frühling«: Es entstanden Debattiersalons. Eine damals bereits zum Teil im Ausland bekannte Gruppe von Intellektuellen – darunter Riad Saif, Riad Turk und Abdulrazak Eid – forderte politische Reformen. Im November desselben Jahres entließ das Regime einige Hundert politische Gefangene aus mitunter langjähriger Haft. Es entstand ein »Manifest der 99«, später eines »der 1000« mit unterschiedlichen politischen und zivilgesellschaftlichen Ideen. Die vermeintliche Öffnung Baschars folgte einer Reihe ökonomischer Liberalisierungen. Einige der oppositionellen Köpfe aus dem linken, säkularen Lager brachten es in dieser Zeit zu einer gewissen internationalen Anerkennung – was viele Diplomaten, auch deutsche, nach 2011 zu der irrtümlichen Annahme verleitete, diese Vordenker seien geeignet, das syrische Volk gegen Assad hinter sich zu einen.

Der Damaszener Frühling währte weniger als ein Jahr, denn die an und für sich harmlosen und politisch sogar zum Teil regimeloyalen Intellektuellen berührten Themen, die auch unter dem jungen Assad noch tabu waren: Sie verlasen etwa bei einer Veranstaltung eine Erklärung der verbotenen Muslimbrüder. Abulrazak Eid erzählte später in einem Fernsehinterview, das eigentliche Vergehen der Intellektuellen sei der Versuch gewesen, die konfessionellen Konflikte und eine mögliche Aufarbeitung anzustoßen, besonders zwischen Sun-

niten und Alawiten. Sie selbst verkörperten diese Option: Die Köpfe des Damaszener Frühlings entstammten vielen Konfessionsgruppen – dem sunnitischen Bürgertum ebenso wie dem christlichen. Auch einige Alawiten, etwa Aref Dalila, befanden sich darunter.

Eids Erklärung deckt sich auch mit der Einschätzung des alawitischen Autors Habib Abu Zarr. Ihm zufolge gab es damals auch einen Vorstoß traditioneller alawitischer Notabeln: Sie wollten Baschar eine Aussöhnung mit den Sunniten vorschlagen. Die Gelegenheit schien günstig, ihre Glaubensgemeinschaft endlich aus der »Erbsünde« von Hama und Tadmor zu befreien.

Das Regime erkannte darin offenbar eine Gefahr – nicht weil die Aufarbeitung neuen Hass geschürt hätte, sondern weil, wie bereits beschrieben, der wechselseitige Argwohn der Konfessionsgruppen das Fundament seiner Machtarchitektur darstellte. Und eine Aufarbeitung, ein Abgleich der Fakten und Narrative, hätte kein gutes Licht auf das Regime geworfen.

Der Damaszener Frühling berührte noch ein weiteres Tabu, nämlich die korrupten Beziehungen zwischen politischer Macht und Business im Familienkreis des Hauses Assad-Makhlouf. Im Jahr 2000 ermöglichte eine Liberalisierung des Telekommunikationsgesetzes in Syrien den Aufbau eines Mobilfunkunternehmens. Die ägyptische *Orascom*, Eigentum des Tycoons Naguib Sawiris, stellte Technik, Investitionen und Infrastruktur für ein Joint Venture zur Verfügung. Und Assads Cousin Rami Makhlouf, damals erst 31 Jahre alt, brachte die ohne ordentliche Ausschreibung oder Bonitätsprüfung erwor-

bene Lizenz bei. Wenig später setzte Makhlouf seinen Partner Sawiris vor die Tür. Letzterer – mit den Gepflogenheiten in diktatorischen Regimen gut genug vertraut – verzichtete schließlich darauf, seine Ansprüche vor syrischen Gerichten geltend zu machen.

Der Damaszener Oppositionelle und langjährige unabhängige Parlamentsabgeordnete Riad Saif – selbst ein ehemals sehr wohlhabender Kaufmann – attackierte die Geschäftspraktiken Makhloufs bei einer halb öffentlichen Veranstaltung. Saif war nicht der Einzige, dem eine Fehleinschätzung des Damaszener Frühlings ein paar Jahre Gefängnis einbrachte: wegen »Volksverhetzung« oder »Angriffs auf die öffentliche Sicherheit«.

Das Regime mochte für einen kurzen Moment den Eindruck erweckt haben, es wolle sich öffnen und den Staat Syrien modernisieren. Das abrupte Ende des Damaszener Frühlings interpretierten manche als Beleg dafür, dass der junge, moderner denkende Assad sich nicht gegen die Betonköpfe im Sicherheitsapparat habe durchsetzen können. Assads Angewohnheit, Reformen zu versprechen und zugleich das Gegenteil zu tun, sei, so glaubten viele, ein Anzeichen politischer Machtlosigkeit und mangelnder Autorität.

Diese scheinbaren Widersprüche deuteten sich auch in der Art und Weise an, wie der Präsident in den ersten Monaten mit dem Aufstand umging: Er erzählte buchstäblich jedem – den UN-Unterhändlern, dem Parlament, dem Sicherheitsapparat, sogar teilweise der Opposition –, was diese von ihm hören wollten, sodass man den Eindruck gewinnen konnte, er selbst sei nicht Herr der Lage und werde von den wider-

streitenden Kräften hin und her geworfen. Viele Beobachter hielten ihn nicht für fähig, solche Brutalitäten anzuordnen, wie sein Vater es getan hatte und nach denen einige seiner Verwandten offenbar verlangten.

Ich persönlich möchte betonen, dass ich damals ebenfalls den Eindruck hatte, Assad sei, was die Wahl der Mittel angeht, nicht unbedingt ein Extremist. Nach über drei Jahren Krieg kann diese Einschätzung nicht mehr vor den Tatsachen bestehen. Allerdings hat die Frage, ob Baschar al-Assad seiner Persönlichkeit nach grundsätzlich dazu neigte, für den Erhalt seines Regimes das Leben von Zigtausenden seiner Bürger zu opfern, an Bedeutung verloren. Wie sehr sich der einstige Augenarzt aus London auch in seiner Mentalität von den alten Generälen unterschieden haben mochte: Er unterwarf sich, wie wir gesehen haben, denselben perfiden Verhaltensmustern, derselben Logik der Gewalt, denselben Narrativen und Reflexen, die auch zur Zeit seines Vaters gegolten hatten – und die das Regime perpetuiert.

Die Parallelen zu den Methoden seines Vaters sind offensichtlich, auch wenn diese nicht mehr den gewünschten Erfolg wie einst erzielen.

Wir haben im Zusammenhang mit Hama und Tadmor das besondere, sich in eine bekannte Dramaturgie fortsetzende Verhältnis zwischen Hafiz al-Assad und seinem Bruder Rifaat kennengelernt: hier der »weise« Diktator, dort der angeblich weitaus brutalere kleine Bruder, vor dessen Thronfolge, so die landläufige Meinung, Gott uns schützen möge.

Eine ähnliche Rollenverteilung finden wir im *Dramatis*

Personae des syrischen Regimes heute: hier der volksnahe, gemäßigte Baschar, dort sein düsterer, jähzorniger Bruder Maher al-Assad. Wenn Maher in Syrien die Macht übernehme, so hieß es immer wieder auch aus Oppositionskreisen zu Beginn des Aufstands, werde man nicht 5000, sondern bald 50 000 Tote haben.

Nun: Maher füllte seine Rolle als alawitischer Kettenhund seines Bruders vortrefflich aus – allerdings hat dessen Regime inzwischen einen Krieg mit womöglich über 200 000 Toten maßgeblich zu verantworten. Als Ende August 2013 das für viele schier Unvorstellbare geschah – ein Chemiewaffenangriff in einem Vorort von Damaskus –, spekulierten manche Beobachter, dies könne nur Mahers Werk gewesen sein. Schon im Mai 2011 tauchten YouTube-Videos von einem Einsatz ziviler Sicherheitskräfte gegen Demonstranten im Damasener Vorort Barzeh auf: Aktivisten behaupteten, dass der untersetzte Mittvierziger, der da mit einem Gewehr auf Zivilisten schoss, niemand anders als der Präsidentenbruder gewesen sei. Der englische *Telegraph* nannte Maher unter Berufung auf Oppositionelle den »meistgefürchteten Mann Syriens«, der Sender *Al-Arabiya* gab ihm den Titel »der Schlächter«. Niemand im Regime hatte es eilig, dies zu dementieren, und Maher spielte seine Rolle sehr diszipliniert.

Es gibt sogar aus der Regierungszeit Baschar al-Assads eine frappierende Parallele zum brutalen Tadmor-Massaker von 1980: ein Aufstand, der sich im Juli 2008 im gefürchteten Damasener Sednaya-Militärgefängnis zutrug. Zwei Dutzend Häftlinge revoltierten dort angeblich aus Wut über Koranschändungen während einer Durchsuchung. Niemand

brauchte damals gegenüber der traumatisierten syrischen Gesellschaft zu betonen, dass es sich um alawitische Einheiten handelte, die angeblich den Islam beleidigt und dann später ein Massaker an den sunnitischen Insassen verübt hatten. Eine Aufklärung der Hintergründe, wie *Amnesty International* sie am 7. Juli 2008 forderte, gab es nicht. Dafür sah man später auf YouTube ein Video: Maher al-Assad steht zwischen den übel zugerichteten herumliegenden Leichen und filmt sie mit seiner Handykamera – in sportlicher Bekleidung, so als vergnüge er sich an seinem freien Nachmittag bei einer Sightseeingtour.

Das Bild vom bösen kleinen Bruder und dem gemäßigten Präsidenten mag erheblich von der Opposition verbreitet worden sein. Unbestreitbar ist auch, dass Maher, wie wir später noch sehen werden, einen in jeder Hinsicht schlechten Charakter hat. Es liegt jedoch auf der Hand, dass der inszenierte Kontrast Maher–Baschar ebenso als Instrument der Erpressung diente wie die 2008 abermals aufflammende Erinnerung an Tadmor – und an jene alawitischen Handlanger, die nun in der kollektiven Wahrnehmung der sunnitischen Mehrheit nicht mehr Rifaats, sondern Mahers Alawiten waren.

Das Regime und seine ungeschriebenen, vom Vater Hafiz vererbten Regeln durchdrangen Assad: Er wurde eins mit ihnen.

2001 benötigte Baschar keinen Damaszener Frühling mehr, um internationale Aufwertung zu erfahren. Denn der 11. September machte Syrien mit seiner Expertise in Sachen Dschihadismus zu einem gefragten Partner westlicher Geheim-

dienste. Von seinem Vater Hafiz hatte Baschar offenbar auch gelernt, auf Zeit zu spielen und sämtliche Hoffnungen des Westens zu enttäuschen, es könne in absehbarer Zeit einen Ausgleich zwischen Syrien und Israel in der Golan-Frage geben. Daran konnte das Assad-Regime gar kein Interesse haben: Denn das Ende seiner »Frontstaatenposition« würde ihm ein gewichtiges Macht- und Legitimationsmittel nehmen. Mit der Ermordung des ehemaligen libanesischen Ministerpräsidenten Rafiq Hariri, die man den syrischen Geheimdiensten zur Last legte, brach für Baschar 2004 eine der schwersten Prüfungen herein. Er konnte sie mit allen Mitteln der Intrige abwettern, auch wenn Syrien seine Truppen aufgrund massiven internationalen Drucks aus der »15. Provinz«, dem Libanon, abziehen musste. Baschar lernte, seinen Gegnern zu drohen und seine Drohungen wahr zu machen. Er lernte auch, dem Westen nie zu trauen, wohl aber mit ihm temporäre Bündnisse einzugehen – wie einst Hafiz im Golfkrieg von 1991, als syrische Truppen an der Grenze zu Saddam Husseins Irak aufmarschiert waren.

Auch was die Taktiken zur militärischen Niederschlagung eines Aufstandes betraf, schien Baschar die Methoden seines Vaters verinnerlicht zu haben.

In den ersten Monaten des Aufstandes setzte das Regime stets auf eine Kombination aus regulären Verbänden und Elitetruppen – oder zumindest solchen Einheiten, die es als besonders motiviert betrachtete. Es lag auf der Hand, dass man die Armee – und zwar nicht nur die sunnitischen Mannschaften – der Versuchung massenhafter Fahnenflucht aussetzen würde, wenn man sie gegen das eigene Volk einsetzte. Au-

ßerdem gab sich das Regime keinen Illusionen hin, was die militärischen Fähigkeiten der Soldaten betraf.

Diese Taktik war zunächst Erfolg versprechend, sie barg jedoch ein wachsendes Problem in sich: Loyale Einheiten und Elitetruppen waren nicht im Überfluss vorhanden, ihr Operationsradius und ihre Beweglichkeit begrenzt. Zudem konzentrierten sich die Angriffe mit dem Ziel, die Rebellen zu vertreiben und ihre zivile Infrastruktur zu zerstören, auf die urbanen Zentren. Während das Regime in Homs oder dem Umland von Damaskus schon früh massive Truppen einsetzte, blieb dies im weniger urbanen Norden eher auf einzelne, dafür umso blutigere Operationen begrenzt. Ländliche Gebiete, etwa das Umland von Hama und Aleppo, vernachlässigte das Regime und gab den dezentral agierenden Aufständischen damit Gelegenheit, sich zurückzuziehen, zu sammeln und zu koordinieren. Selbst in den Berichten des syrischen Militärgeheimdienstes kam Mitte 2012 Sorge darüber zum Ausdruck, dass die Aufständischen immer wieder vorrückten und der Armee empfindliche Verluste beibrachten – manchmal sogar, wie in Idlib oder Aleppo, Flughäfen der Luftwaffe überrannten.

Spätestens Ende des Jahres 2012 musste selbst den Optimisten in den Streitkräften deutlich werden, dass eine Rückeroberung des gesamten syrischen Territoriums nicht mehr zu erwarten war – was auch erklärt, weshalb das Regime, vermutlich ohne den Generalstab der Armee an diesen taktischen Überlegungen teilhaben zu lassen, zu einer symbiotischen Koexistenz mit dschihadistischen Kräften wie später dem »Islamischen Staat« übergang.

Wie bereits erklärt, gibt es im syrischen Regime für nahezu jede Institution der Macht mindestens eine Parallelstruktur, die sie kontrolliert und im Zweifelsfall auch neutralisieren kann. Dies gilt für die Milizen, mit denen wir uns noch befassen werden, ebenso wie für die Armee.

Der Militärwissenschaftler Joseph Hallyday wies in einer 2013 im Auftrag des *Institute for the Study of War* erstellten Studie auf diese parallelen Operationskommandos hin: Als Assad der Armee im April den Befehl gab, das aufständische Deraa anzugreifen, rückten reguläre motorisierte Einheiten gemeinsam mit Spezialtruppen aus drei verschiedenen Regimentern vor: Einige kamen aus Damaskus, andere aus der Provinz Suwaida.

Laut geleakten Dokumenten, die westliche Geheimdienste für authentisch halten, unterzeichnete Assad selbst schon diese frühen Einsatzbefehle. Er war folglich in die Details dieser Taktik, die sich fortsetzte, eingeweiht, ordnete sie womöglich selbst an.

Das verbreitete Narrativ, Maher al-Assad sei die treibende Kraft der militärischen Repression gewesen, mag dem Umstand geschuldet sein, dass dessen 4. Gepanzerte Division an vielen Einsatzorten gesichtet wurde, obwohl die »Vierte«, eine loyale, gut ausgerüstete Truppe unter dem Kommando des Präsidentenbruders und des Generals Ali Dirgham, traditionell nur für den Schutz der Hauptstadt Damaskus zuständig ist. Militärexperte Hallyday vermutet, dass die Insignien dieser Truppe so häufig gesichtet wurden, weil sie als eine Art Kontrolleinheit andere Truppenteile in die Schlacht führte.

Auch Hafiz al-Assad ging in Hama auf diese Weise vor, weshalb es widersprüchliche Versionen darüber gibt, wer eigentlich für die Zerstörung der Stadt verantwortlich war – vor allem aber zeigt es, dass das Assad-Regime diese Methode als erfolgreich abgespeichert hatte und sie in ähnlichen Konstellationen wieder einsetzte.

Bereits im Mai 2011 berichtete ein sunnitische Reservist aus der östlichen Provinz Deir az-Zor im Gespräch mit dem Magazin *zenith* von Desertionen in der Armee. Nominell verfügte der Feldherr Baschar 2011 über eine mobilisierbare Truppenstärke von über 200 000 Mann. De facto einsatzbereit, so schätzen Militärfachleute, war allerdings nur ein Viertel davon.

Der vom Regime massiv unterschätzte Aufstand in einigen Stadtvierteln von Homs offenbarte nicht nur die mangelnde Effizienz der Infanterie beim Häuserkampf, sondern auch dessen zersetzende Wirkung auf die Truppe. Ein oppositioneller Kämpfer aus dem Viertel Baba Amr, den ich im Frühling 2012 in Damaskus traf, beschrieb bereits damals den kombinierten Einsatz von regulären Einheiten und Milizionären – von der Opposition pauschal als *Shabiha*, als »Gespenster des Regimes«, bezeichnet –, die zum Teil ortskundig waren und das Privileg besaßen, die durchsuchten Häuser zu plündern. Wohl um Desertionen der sunnitischen Rekruten zu vermeiden, wurden die Bodeneinheiten zunächst mit alawitischen Offizieren bestückt.

Als die Taktik des Häuserkampfes nicht verfiel, ging das Regime zum Einsatz von Artillerie, Mörsern und zum Teil zu Bombardements aus der Luft über. Dies geschah in Homs und

an einigen anderen Orten auch nachweislich, um die zivile Bevölkerung zu bestrafen: diejenigen, die die Aufständischen schützten, aber auch diejenigen, die das Unglück hatten, dass Deserteure aus ihren Reihen stammten.

Ein solches Beispiel ist die mehrheitlich sunnitische Stadt Rastan zwischen Hama und Homs: Im Sommer 2012 erlitt sie ein Artillerie-Sperrfeuer von bis dahin ungekanntem Ausmaß. Vor dem Krieg war Rastan eine Art Hochburg sunnitischer Militärs gewesen. Ex-Verteidigungsminister Mustafa Tlass stammte von dort – ebenso dessen Sohn Manaf Tlass, ein Jugendfreund Baschars, der sich zumindest verbal den Aufständischen angeschlossen hatte und zu den prominentesten Überläufern zählte. Abdulrazak Tlass, ein weitläufiger Verwandter aus Rastan, avancierte 2012 zu einem der führenden und charismatischsten FSA-Kämpfer. An Rastan, für das Regime eine Brutstätte dieser undankbaren Militär-Sunniten, die das Regime mit allerhand Privilegien genährt hatte, nahm Assad nun fürchterliche Rache.

Manaf Tlass, der berühmte Renegat, der angeblich seinem Gewissen folgte und trotz seiner hochrangigen Position den innersten Kreis des Regimes verließ, hatte in Wahrheit allerdings schon vor seiner Flucht seinen Kommandoposten bei den Republikanischen Garden verloren. In dieser Lage konnte sich Baschar auch auf »alte Freunde« und die Loyalität seiner Offiziere nicht mehr verlassen. Und fast niemandem zu trauen ist wohl auch eine Lehre, die ihm sein Vater mit auf den Weg gegeben hatte.

Die einzige verlässliche Größe in Assads Machtkalkulation, die stabil blieb, ohne dass man sie sah, war die Angst

vor einem offenen Konfessionskrieg zwischen Sunniten und Alawiten, der auch über die anderen Minderheiten kommen würde. Und aus dieser Angst ließ sich noch immer Kapital schlagen.